**Zeitschrift:** Zürcher Illustrierte
**Band:** 10 (1934)
**Heft:** 28

**Artikel:** Ballade vom Glück
**Autor:** Löhlein, Herbert A.
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-754734

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 13.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Ballade vom Glück

VON HERBERT A. LÖHLEIN

Es ist wirklich nicht so einfach, wie man glaubt, endlos lange Semester mit unglaublich wenig Kapital, aber immensem Ehrgeiz in anatomischen Hörsälen abzusitzen. Chirurgie nennt sich dieser ständige Umgang mit Fleisch, Muskeln und Knochen. Kein Wunder, wenn man im Zusammensein mit solch materiellen Dingen ein wenig zu sachlich, ein wenig zu herb und ein wenig zu hart wird!

So operierte Lieselotte, die hübsche, junge Studentin der Medizin als Erstes ihren Namen. Der Rest hieß Lo. — Lo war immer bestrebt, das Leben zu vereinfachen. Kompliziert waren für sie nur die Knochenbrüche. Und sonst kamen für Lo höchstens noch Schädelfrakturen in Frage. Allerdings — mit sechzehn ahnte sie, daß es auch noch so etwas wie Liebe geben mußte — jene Sache, mit der man soviel Unfug trieb! Aber man konnte das Zeug weder analysieren noch operieren. So warf Lo diesen Ballast kurzerhand entschlossen unter den Tisch. Sollten sich die Kollegen von der Psychiatrie damit befassen. Liebe war jedenfalls für Fräulein Lo — cand. med. — von da ab erledigt! — —

Nicht so für Mr. Saidar Singh — den bronzefarbenen Inder mit den seltsamen Glutaugen, dessen Hauptinteresse umgekehrt weniger den Rippenbrüchen als vielmehr Fräulein Lo galt. — Viel wußte man nicht über ihn. Und Lo nahm die dunkelhäutigen Exoten — wie Japaner, Chinesen, Inder — lediglich als malerischen Tribünenschmuck zur Kenntnis. Sie hatte mit zäher Energie ihren Doktor gebaut und war allmählich an das «lebende Objekt» herangekommen. Von da ab avancierte sie so rasch, daß die «Lo» sehr bald in allen Operationssälen bekannt war. —

Möglich, daß Fräulein Dr. Lo eine berühmte Kapazität geworden wäre. Das Schicksal überraschte sie jedenfalls vor diesem Ziel mit einer etwas ungewöhnlichen Wendung.

Es war nach einer anstrengenden Operation, als Lo in ihrem Zimmer, erschöpft von der dreistündigen Arbeit unter Narkosedämpfen bei 37 Grad Celsius, auf die Couch fiel. Sie war nicht mehr fähig, die vorgeschriebenen Sublimat- und Alkoholwaschungen durchzuführen. Da trat ohne jede Anmeldung Mr. Saidar Singh in das Zimmer und setzte sich wie selbstverständlich neben Lo, zog ihr kameradschaftlich die Gummihandschuhe von den Händen, streichelte ihr ein paarmal über den berückenden Blondschopf, goß ihr Tee ein und strich ihr Brötchen zurecht. Dann geschah etwas sehr Seltsames. Mr. Saidar Singh entnahm einem Etui einen wundervoll strahlenden Diamanten und steckte ihn wortlos seiner Kollegin an den kleinen Finger. Lo vergaß einige Sekunden lang zu atmen und schloß vor dem irritierenden Leuchten die Augen. Dann ereignete sich etwas ganz Unerhörtes: Lo fühlte zwei brennende Küsse auf den Lippen und hörte einige hastige Sätze in fremder Sprache. Als sie sich in die Wirklichkeit zurückfand, war Mr. Saidar Singh verschwunden.

Lo dachte vergeblich nach, was aufregender gewesen war — damals das Doktorexamen, die erste selbständig ausgeführte Kreuznaht unter Narkosedämpfen— oder diese letzten paar Minuten . . .

Von diesem Tag an ereignete sich das Komische, daß Lo in ihrem Täschchen zuweilen einen Rubin oder einen Smaragd vorfand. Nur der Inder erschien merkwürdigerweise nicht mehr im Kolleg. Nachdem das Dutzend an Edelsteinen eines Tages voll war, entschloß sich Lo, mit der Handvoll funkelnder Reichtümer zum Juwelier zu gehen. Von Steinen konnte man nicht satt werden, und ein Abendkleid brauchte man immer noch dringender. —

Der Juwelier, ein vornehmer Herr mit angegrauten Schläfen und einem geschulten Blick für die Echtheit von Steinen und Menschen, bat die junge, hübsche Studentin höflich, einen Augenblick Platz zu nehmen. Die Prüfung dauerte merkwürdig lange und Lo begann eben ungemütlich zu werden, als sich die Tür leise öffnete und ein gutbürgerlich aussehender Herr mit liebenswürdigem Lächeln auf sie zutrat. Auch der Juwelier lächelte vornehm zurückhaltend und schloß die Steine in einen Safe. Dann kippte der fremde Besucher das Revers um und stellte sich freundlich als Kriminalkommissar Braun vor. Es war ein Glück, daß Lo bereits in einem Fauteuil saß. Bei der aufgeregten Zwiesprache zwinkerte der Kommisar dem Fräulein Doktor gemütlich zu und meinte, daß die Geschichte mit dem Inder die bisher originellste in seiner ganzen Beamtenlaufbahn gewesen sei. Der Juwelier riet ihr, Novellistin zu werden. Zum Abschied gab er ihr noch einen Klaps auf die blonden Locken und nannte sie «Fräulein Nabob». Dann mußte Lo mit auf die Polizeiwache. Es dauerte eine Stunde, bis sie unterm Kreuzverhör mürbe und wieder tobsüchtig geworden war. Schließlich bequemte man sich aber doch, den sagenhaften Inder herbeizuholen.

Mr. Saidar Singh kam mit Vergnügen, kreuzte höflich die Hände über der Brust und machte Fräulein Dr. Lo eine artige Verbeugung. Dann überreichte er ihr einen funkelnden Rubin von Daumennagelgröße, der selbst dem Kommissar einen seelischen Schock bereitete. Der Juwelier gab zu, daß man mit den 13 Steinen nunmehr die halbe Stadt ankaufen könnte. Mr. Saidar Singh fühlte eine griffeste Pranke auf seiner Schulter: «Ihren Paß, bitte!»

Es dauerte einige Zeit, bis der Inder begriffen hatte. Dann nickte er lächelnd und stellte in wenigen Minuten telephonisch die Verbindung mit dem englischen Generalkonsulat her. Kommissar Braun nahm völlig konsterniert die Bestätigung entgegen, daß Mr. Saidar Singh der Sohn des regierenden Maharadschas von Mohamnda and Nankbar sei und sicherlich über Tausende solcher Diamanten und Smaragde verfüge . . .

Lo fühlte eine zitternde Schwäche in den Knien, als ihr Kollege, der Maharadscha plötzlich mit blitzenden Augen erklärte, Fräulein Dr. Lo würde vielleicht schon morgen — vorausgesetzt, daß sie es wünsche — seine Frau sein. Wer sie beleidige, beleidige ihn! —

Es dauerte allerdings noch acht Tage, bis Lo sich endgültig entschlossen hatte, unter ihre chirurgische Laufbahn einen Strich zu machen und das lockende Glück beim Schopf zu fassen. Die Geschenke Mr. Saidar Singhs erwiesen sich in der Tat als fürstlich. Der Schmuck ging längst in die Hunderttausende, und den Abschluß bildete ein edelsteingeschmückter Rolls Royce, in dem das Fräulein Doktor vier Wochen später in Kalkutta eintraf.

*

Damit wäre das Märchen, das sich tatsächlich im Jahre 1933 zutrug, zu Ende. Denn für richtige Märchen hat das heutige Zeittempo keinen Raum mehr. So bleibt noch zu berichten, was weiter geschah.

Drei Tage lang dauerte das «Fest des weißen Elefanten» mit all den Hochzeitsfestlichkeiten, Paraden, Illuminationen, den Vorführungen der Fakire und Zauberer, der Nautschmädchen und Schlangenbeschwörer. Befreundete Rajas, Nizams und Nabobs machten Gegenbesuche. Von unfaßbarem Reichtum umgeben, geleitete Mr. Saidar Singh, der zukünftige Maharadscha von Mohamnda and Nankbar, seine hübsche, junge Gattin in die «Zenana» seines Palastes. Und dort war es, wo das märchenhafte Glück der früheren kleinen Medizinstudentin Lieselotte gleich einer schönen, bunten Seifenblase zerplatzte: Es stellte sich heraus, daß Mr. Saidar Singh noch drei weitere «Gattinnen» besaß — eine bildschöne Türkin, eine blonde Schwedin und eine Schönheit aus Paris! Sie erzählten der kleinen Lo, daß der edelsteingeschmückte Prunksaal leider ein diamantener Käfig sei, aus dem es nur unter Todesgefahr ein Entrinnen gäbe.

*

Zum Glück war Lo eine Studentin der Chirurgie gewesen. Somit war sie ein wenig zu sachlich, ein wenig zu herb und ein wenig zu hart für orientalische Begriffe! Kein Wunder, daß sie schon beim ersten großen Jagdfest zu ihren Ehren — der einzigen Möglichkeit, aus dem Palaste herauszukommen — in ihrem zweihundertpferdigen Rolls Royce nach Bangkok durchbrannte und von dort auf schnellstem Wege nach Europa flüchtete. Die Smaragde und Rubine erwiesen sich dabei als äußerst kreditfördernd.

Alljährlich staut sich in der großen Saison vor dem «Kulm» in St. Moritz eine illustre Menge. Luxuswagen genießen dort keine besondere Beachtung mehr. Wohl aber der stahlblaue Rolls Royce, der am Wagenschlag das Wappen eines weißen Elefanten aus hochkarätigen Diamanten trägt und darunter die lapidaren Worte:

Frau Dr. *Lo Singh,*
Maharani von Mohamnda and Nankbar.

Wer dem Portier des Grandhotels «Kulm» mit soliden Devisen die Zunge löst, erfährt, daß Frau Dr. Lo Singh nicht mehr zu ihrem rechtmäßigen Gatten nach Indien zurückkehrt. Da aber der Maharadscha das blonde Mädel — eigentlich seine Gattin — dennoch liebt, kommt Mr. Saidar Singh alljährlich einmal nach Europa, um mit seiner Gemahlin die Ehe «auf Raten» zu genießen. Und dagegen hat die Maharani Dr. Lo Singh nichts einzuwenden!

Das ist das Ende der Ballade vom Glück! Die Zeiten sind andere geworden und die Märchen mit ihnen!

# Klima unter der Lupe

Wer die Regenkarten betrachtet, in denen die Meteorologen Gebiete mit ähnlicher Niederschlagsmenge in gleichgetönten Farben bemalen, der könnte zu der Ansicht verleitet werden, daß sich das Klima über große Flächen, wenigstens über einige Quadratkilometer, nur wenig ändert. Dies trifft nur in ausgedehnten Ebenen zu. Dagegen machen sich, unter der meteorologischen Lupe betrachtet, um so größere Unterschiede bemerkbar, je mehr Besonderheiten das Gelände aufweist. Die lokalen Abweichungen, von denen im Folgenden die Rede ist, beziehen sich nicht allein auf die Niederschlagsmengen, sondern auch auf die Sonnenstrahlungen, auf die Lufttemperatur, Luftfeuchtigkeit, kurz, auf alle die Faktoren, aus denen sich das Klima eines Ortes zusammensetzt. Jeder Berg oder Hügel, jeder Fels oder Stein, ja selbst Bäume und Gebüsche verursachen örtliche Klimaveränderungen. Einige Beispiele erläutern am besten die Bedeutung des Ortsklimas oder «Kleinklimas».

An der Simplonstraße findet der Wanderer Edelweiß an den schattigen Felsen oberhalb der Gondoschlucht; zwei Wegstunden davon entfernt, nicht weit vom unteren Ende der Schlucht, verbreitert sich das Tal zu einer südlichen Gebirgslandschaft, in der Weinreben und Feigen gedeihen. Besonders auffallend sind die kleinklimatischen Unterschiede in Höhlen. Aufmerksame Naturfreunde werden bisweilen weit über der Baumgrenze von Trichtern oder Bodenvertiefungen überrascht, an deren oberem Rand Weiden- und Erlengebüsche gedeihen oder Alpenrosen blühen. Die Oeffnung des Trichters wird von der Sonne sehr stark erwärmt und von den kalten Winden kaum berührt. Daher wachsen hier Pflanzen, die am ungeschützten Hang nur einige hundert Meter tiefer anzutreffen sind. Innerhalb des Trichters ändert sich das Kleinklima, insbesondere die Temperatur, sozusagen von Zentimeter zu Zentimeter. Während der Rand wärmer ist als der umgebende freie Hang, sind die tieferen Abschnitte des Trichters sehr kalt; am Grunde liegt oft Schnee. Die ganze Stufenfolge der Pflanzen, die sich am Berg über eine Höhe von 1000 Meter erstreckt, ist im Trichter auf vielleicht 10—20 Meter zusammengedrängt und erscheint in verkehrter Reihenfolge; dicht unter den Alpenrosen ist «Baumgrenze» des lokalen Klimas. Hier mögen Enziane blühen; noch tiefer, an der «Schneegrenze», recken Soldanellen ihre zarten Blütenköpfchen empor. Alle vier Jahreszeiten sind hier vertreten.

Die Doline *Paradana* im *Trovaner* Walde ist 40 Meter tief und weist Temperaturunterschiede von 17 Celsiusgraden auf. Bei anderen Dolinen (z. B. bei Lunz in Niederösterreich) sind sogar Temperaturunterschiede von 30 Graden zur selben Zeit gemessen worden. Da die kalte Luft schwerer ist, sinkt sie in Vertiefungen und Schächte; so entstehen sog. «Kälteseen» oder «Kältepfützen».

Auch warme Höhlen sind bekannt, so in der Rheinpfalz, wo heißer Wasserdampf durch Felsspalten aus der Tiefe aufsteigt.

Ungewöhnlich groß sind die kleinklimatischen Unterschiede im Busch- und Urwald. Die dichte Verflechtung der Baumkronen hält in vielen Fällen Wind und Sonnenstrahlen fast vollständig ab. Unterhalb des Blätterdaches ist die Atmosphäre feucht und ungesund. Ueber dem Busch mag ein Orkan dahinfegen, trotzdem fehlt zwischen den Bäumen fast jede Luftbewegung.

Inmitten des rauhen Klimas der südwestbayerischen Hochebene sind «Inselchen mediterranen Klimas» festgestellt worden, in denen Mittelmeerpflanzen gedeihen.

Ein großes und wichtiges Kapitel ist das Lokalklima der Städte. In Deutschland leben etwa 40% der Bevölkerung in Großstädten, und jede Stadt besitzt ein Klima, das von dem ihrer Umgebung oft erheblich abweicht. Daraus wird sofort klar, wie wichtig das städtische Kleinklima für die Hälfte der Bevölkerung ist. Die Temperatur ist in den Städten gewöhnlich einige Grade höher als auf dem umgebenden Lande; die Städte sind «Wärmeinseln». Messungen haben bewiesen, daß z. B. die Temperatur in Karlsruhe bis zu sieben Celsiusgraden höher sein kann als in der Umgebung.

Für Menschen, die den größten Teil ihres Lebens im Zimmer zubringen, ist natürlich das Lokalklima des Zimmers von ausschlaggebender Bedeutung.

*Dr. A. Stäger.*